Grünberger  Wochenblatt.

22. Jahrgang. № 45.

Redaction Dr. W. Levysohn.

Donnerstag den 4. Juni 1846.

Holländische Marinebilder.

4. Michael überall.

(Fortsetzung.)

Einstmals lag er mit seinem Schiffe in Tunis, und machte absonderlich gute Geschäfte mit feinem niederländischen Tuche. Da ließ ihn der Bey rufen, um selbst mit ihm zu handeln, und Michael brachte ihm das Beste, was in seinem Schiffsraum zu finden war. Der Bey hatte Lust zu einem großen Stücke Tuch von brauner Farbe, und wünschte es zu kaufen. Michael sagte den Preis, der war aber dem Bey zu hoch und er begehrte es für die Hälfte. „Dafür ist's nicht feil!" sagte Michael. „Es muß dafür feil sein!" sagte der Bey. Und die Rede flog hin und her, aber es kam zu keinem Ziele, denn der Bey sagte nur Ja! und Michael nur Nein! Da wurde der Bey zuletzt zornig und sagte: „Ich will aber das Tuch, und zwar um den Preis, den ich gesagt habe, und wenn ich es nicht bekomme, wird es Dir schlimm gehen."

„Dein Drohen schreckt mich nicht sonderlich," sagte Michael. „Und das Tuch kann ich Dir nicht anders verkaufen, als mein Herr den Preis gesetzt hat. Aber um allem Lärmen und Streiten zu entgehen, will ich es Dir schenken."

„Ich will nichts geschenkt! Ich will's für den gebotenen Preis. Und wie magst Du etwas ganz und gar verschenken, was Du nicht für eine geringere Summe verkaufen willst?"

„Wenn ich's verschenke, geht's aus meiner eigenen Tasche, wenn ich aber den Preis heruntersetze, schade ich dem Markt, und verderbe mir und Andern die Kundschaft. Und nun Ende vom Liede, Ihr zahlt den vollen Preis oder nehmt es geschenkt, oder ich packe ein, und gehe meiner Wege."

Da wurde der Bey zornig und schwur, er werde den unverschämten Holländer züchtigen. Ein dicker Türke aber, der in dem Gefolge des Bey war, neigte sich vor diesem und sagte: „Allah ist groß! Ereifre Dich nicht, süße Hoheit, sondern lasse den Kerl hinausführen und nagle ihn mit den Ohren an das Thor des Palastes!"

Der Bey lachte, trotz seines Zornes, denn der Einfall gefiel ihm und der dicke Türke suchte in Gedanken schon nach Hammer und Nägel. Michael aber rief: „Ihr habt wohl übersehen, daß Einer da ist, der jedes Haar auf meinem Haupte bewacht?"

Da stutzte der Bey und fragte: „Wer wäre denn das?"

„Das ist das Völkerrecht! Versuch's! Nimm mir meine Waare! Mißhandle oder tödte mich, und siehe dann zu, was folgt. Deine Märkte werden veröden, Dein Hafen wird versanden. Bisher warst Du ein Mann von Treu und Glauben, das wirst Du dann nicht mehr sein. Sie werden kommen, Dich mit Krieg zu überziehen, und Dich behandeln, wie Du einen Mann behandeltest, der unschuldig war, und für sein gutes Recht stritt."

Der Bey stand unbeweglich, wie eine Marmorsäule, der dicke Türke aber rief einmal über das andere: „Seine Ohren, Herr! Gedenke seiner Ohren!"

Plötzlich verließ der Bey das Gemach, und Michael blieb über eine Stunde allein mit den

Türken, die ihn höhnten und neckten, absonderlich der Dicke, der einen Hammer und Nägel hervorgesucht hatte, womit er dem Michael drohte. Der aber kehrte sich an nichts, und ließ sie reden, bis der Bey zurückkam. Er hatte sich Pistolen in den Gürtel gesteckt und einen Dolch daneben, auch trug er einen großen Säbel und sah furchtbar aus. „Höre, Holländer!" rief er mit lauter Stimme, „zum letzten Male frage ich dich, ob Du mir den Willen thun willst, sonst..." Er machte einen Griff nach dem Dolch, der dicke Türke aber rief: „die Ohren, Herr, die Ohren!"

„Nein," antwortete Michael fest. „Meinst Du, mich durch Drohen von meiner Pflicht abwendig zu machen? Ich habe meinem Herrn Treue gelobt, und die will ich ihm halten, im Kleinen wie im Großen, und daran, daß ich sie ihm halte, soll mich Niemand hindern, weder Du, noch ein Anderer."

Da ward der Bey auf einmal ganz freundlich und sagte zu Michael: „Du thust ganz recht!" Und dann zu seinem Gefolge: „Da seht einen Mann, der viele hunderte von Meilen von seinem Herrn entfernt ist, und ihm Treu und Glauben hält, wie er es ihm angelobt. Ihr aber, die Ihr hundert Eide geschworen, und stets um mich seid, betrügt mich ohne Maß, und welchem von Euch ich auch den Kopf herunterschlagen ließe, er wäre nimmer der Aergste."

Dann wandte er sich wieder an Michael, ließ ihm die geforderte Summe auszahlen, sicherte ihm seine fortdauernde Gnade zu, und fragte, ob er ihm sonst noch etwas Liebes erweisen könne.

Da lachte Michael in sich hinein und sagte, indem er auf den dicken Türken zeigte: „Der Bursche da wollte meine Ohren an Deine Hausthür nageln, was ihm aber nicht gelungen ist. Damit aber der Hammer nicht umsonst geholt ist, so gieb mir den Kerl mit an Bord; ich will sehen, wie es sich macht, wenn seine Ohren an meinem Fockmast kleben."

Der dicke Türke fiel vor Angst in die Kniee und winselte: „Allah ist groß! Gieb einen treuen Diener nicht in die Hand des Ungläubigen!" Der Bey aber sagte lachend: „Nimm ihn mit Dir und wenn Du nach Hause kommst, grüße Deinen Herrn von mir."

Nun mußte der Türke mit an Bord und Michael sagte zu seinen Leuten: „Da habt Ihr einen Türken, der soll mit seinen Ohren an unsern Fockmast genagelt werden. Bindet ihn einstweilen daran fest!" Dieß geschah unter lautem Lachen, während Michael angelegentlich mit dem Segelmacher sprach. Als nun der Türke eine Stunde lang in der Todesangst ausgeharrt, trat Michael zu ihm und sagte: „Nun Meister Ibrahim, oder Ali, oder wie Du sonst heißt, jetzt ist der Augenblick gekommen!"

Der Türke winselte, die Matrosen reckten sich die Hälse aus, um genau zu sehen. Der Segelmacher aber stülpte dem Türken eine Kappe von Segeltuch auf, daran hingen ein Paar lange Eselsohren, und Michael sagte: „Ich habe mit Deinen Türkenohren nichts zu schaffen; du bist ein Narr und hast wie ein Esel gehandelt, darum kriegst Du eine Narrenkappe auf den Kopf und wirst an den Eselsohren festgenagelt!" Dieß geschah, und als der Türke in dieser Stellung ein Paar Stunden lang in der Sonne gebraten hatte, machten sie ihn los und schickten ihn mit einem Gruße an den Bey an's Land zurück.

Ein anderes Mal kreuzte er in den levantischen Gewässern. Er kam von Smyrna und wollte sich der Wind nicht fügen. Da lief ein französisches Kriegsschiff an ihn heran, und forderte, der Kauffahrer solle bei ihm an Bord kommen. Michael that es, und als er bei dem Franzosen in der Kajüte war, sagte dieser: „Ihr seid mein Gefangener und Euer Schiff ist gute Prise!"

„Mit nichten, Herr!" entgegnete Michael ernst. „So viel mir bekannt, ist zwischen den Generalstaaten und Eurem Lande tiefer Frieden, und Ihr habt keinerlei Recht, meine Fahrt aufzuhalten, oder mich gar aufzubringen. Hier sind meine Papiere, alle in der besten Ordnung."

Der Franzose hörte kaum darauf und behauptete fortwährend, Michael und sein Schiff wären seine Beute.

„Wenn das ist!" sagte Michael zornig, „so ist's keine ehrliche Prise, sondern verwegener Seeraub, den Ihr begeht, von dem Ihr gebührende Rechenschaft legen müßt. Bedenkt wohl, was Ihr thut, guter Herr, und laßt Euch nicht durch die Uebermacht zur Gewalt verführen! Wenn Ihr nur ein Haar auf meinem oder meiner Leute Haupt krümmt, so schwöre ich, daß dies zehnfach geahnt werden soll."

Michael war sehr aufgeregt; das levantische Fieber hatte ihn leicht gestreift und er mußte sich an den Tisch stützen. Der Franzose, der bereits nachdenklich geworden war, sah den Zustand seines Gefangenen, und fragte, ob er etwas trinken wolle, Wasser oder Wein?"

„Das hängt ganz von Euch ab," sagte Michael, „und von dem, als was Ihr mich gelten lasset. Bin ich Euer Gefangener, so gebt mir Wasser, denn

das ist der Trunk, der Gefangenen ziemt. Bin ich aber ein freier Mann, so trinken wir Wein zusammen. Entscheidet!"

„Es ist entschieden!" rief der Franzose. „Wir trinken Wein! Ihr seid ein ganzer Kerl. Wie heißt Ihr?"

„Michael Adrianson de Ruyter! Und Ihr?"

„Francois d'Argens, Herr de Ruyter! Ich zolle Euch meine Achtung und trinke dies Glas in der Hoffnung, daß wir uns einmal wieder begegnen."

„Das thue ich auch! Und sei es hinter der Flasche oder hinter der Kanone, ich werde einen braven Kerl sehen! Gott befohlen und behaltene Reise!"

Damit kehrte Michael auf sein Schiff zurück, die Franzosen gingen ihres Weges, und als die Holländer genau nachforschten, hatte man ihnen nicht eines Stübers Werth genommen.

Und abermals eines gesegneten Tages befand sich Michael mit seinem Schiffe in Archangel. Da war es grimmig kalt und das grönländische Bärenfell wohl zu gebrauchen. Das Verdeck lag mit einem Fuß Schnee bedeckt, und wollte man ein laufendes Tau durch einen Block ziehen, so mußte erst das Eis abgeklopft werden. Die meisten Schiffe, die hier überwintern mußten, hatten ihre Equipagen an's Land geschickt, um in den Baracken am Strande zu wohnen, denn am Bord war es nicht auszuhalten. Das machten sich nun die Russen zu nutze, und kaum hatten die Matrosen beim Dunkelwerden ihre Schiffe verlassen, als die Russen von allen Seiten herbeikamen, an die Schiffe hinaufkletterten und mit sich fortnahmen, was sie nur irgend fassen konnten. Da gab's alle Tage ein Lamentiren, denn bald fehlte Dieß, bald Jenes, und es wurde seitens der Schiffer scharf ausgelugt, um die Diebe zu greifen. Aber das war nicht so leicht, denn die Russen waren das Laufen auf dem Eise gewohnt, und ließen sich nicht fangen. Da sagte Michael, dem sie ebenfalls einen Besuch gemacht hatten: „Gebt Acht, ich fange sie doch! Mir gebricht's blos am Speck, den ich den listigen Mäusen in die Falle hänge, und diesen gehe ich jetzt, zu kaufen." Nun war eine Zeitlang Alles thätig bei ihm am Bord, obgleich Niemand so recht wußte, was vorging. Als aber der Abend zu dämmern begann, gingen die holländischen Matrosen an's Land, die Taschen voll Kopeken; sie begannen in den Wirthshäusern ein lustiges Leben und erzählten Jedem, der es nur hören wollte, welche Schätze an Lebensmiteln, Branntwein und Schiffsgeräth sie den Tag über empfangen, so daß nicht Alles hätte weggestaut werden können, sondern auf dem Verdecke umherläge. Das hörten die Russen, indem sie die Ohren spitzten und mit den Augen zwickerten; die Holländer aber dachten: „Geht Ihr nur!" Darauf machten sie ein großes Geschrei, daß sie jetzt in ihre Baracke müßten, in Wahrheit aber gingen sie, um sich in der Nähe ihres Schiffes zu verstecken. Als es so spät war, daß alle Leute schliefen, kam ein Schwarm russischer Pelze und lief nach dem Schiffe des Michael, weil hier ein guter Fang zu machen sei. Die Holländer hatten im Laufe des Tages ihr Schiff ein Paar Fuß weit ausgeeiset, also daß es im freien Wasser schwamm, und die Russen sich etwas vornüberneigen mußten, um an Bord zu gelangen. Hastig griffen sie zu, aber ihre Hände glitten ab, sie konnten nicht ein Rüsteisen oder ein Fallreepstau anfassen, ohne daß es ihnen wegglitschte. Je mehr Hinderniß sie fanden, je ärger wurde ihre Gier, denn sie sahen im hellen Mondlicht die Fässer und Kisten deutlich auf dem Verdeck liegen, die ihnen zur Beute werden sollten. Die Wahrheit zu sagen, hatte Michael nicht nur das Eis aufhauen, sondern auch die Seitenborde, die Rückeisen, sammt allem über Bord hinausragenden Tauwerk mit alter Butter, ranzigem Oel und Seife beschmieren lassen, so daß sie sich an nichts halten konnten, und entweder auf das Eis oder gar ins Wasser plumpten. Darüber vergaßen sie das Fortlaufen, die Holländer konnten sich ihrer bemächtigen und schickten sie ohne Branntwein, aber mit einer tüchtigen Tracht Prügel heim.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

*Im Jahre 1792 lebte in Rom ein armer Lohnbedienter oder Cicerone, der sich meist auf der Piazza di Spagna aufhielt und da auf reisende Engländer wartete, um dieselben in der ewigen Stadt umherzuführen. Da er sich durch Uneigennützigkeit, Rechtlichkeit und Eifer auszeichnete, wurde er bald unter den Künstlern und Reisenden bekannt, die ihn einander empfahlen. Auch dem Herrn v. Basseville wurde er empfohlen, der angeblich als französischer Gesandtschaftssekretär, eigentlich aber in dem Auftrage nach Rom kam, das Volk im Sinne der Revolution zu bearbeiten und den Kirchenstaat aufzureizen, sich der französischen Republik anzuschließen. Der Convent hatte ihm bedeutende Summen für diesen Zweck zur Verfügung gestellt, Basseville ging scheinbar viel

mit wenig beschäftigten Künstlern um und zettelte allmälig eine Art Verschwörung an.

Als Dollmetscher und Führer diente ihm der Cicerone von der Piazza di Spagna, der von ihm viel Geld erhielt, damit er es zu dem angegebenen Zwecke unter dem gemeinen Volke vertheile. Die Sache mißglückte, weil sie zu zeitig losbrach. Am 13. Januar 1793 wurde an den Fenstern des Herrn v. Basseville eine dreifarbige Fahne aufgesteckt, das verabredete Zeichen; er selbst begab sich auf den Corso, theilte Cocarden aus und forderte das Volk zum Aufstande auf. Das Volk aber verfolgte den Aufwiegler mit Steinwürfen bis in das Haus eines Bankiers, an dessen Thüre er eine gefährliche Verwundung erhielt, an welcher er am Tage darauf starb.

Der Cicerone ließ sich eine Zeit lang gar nicht sehen; später heirathete er als ziemlich wohlhabender Mann die Wittwe eines Sattlers, die ihm ebenfalls ein hübsches Vermögen zubrachte. Er ging nicht mehr auf die Piazza di Spagna, sondern ließ sich in Spekulationen in römischen Assignaten ein, die bald in seinem Hause gedruckt wurden.

Diese Spekulation und einige andere ähnliche schienen reichliche Früchte getragen zu haben, denn das Vermögen des ehemaligen Lohnbedienten wuchs ungeheuer schnell. Später vertrauten ihm Lätitia Bonaparte, der König Ludwig, der Prinz Lucian, der Cardinal Fesch, sowie Karl IV. von Spanien und dessen Günstling, der Friedensfürst, sehr große Summen an. Er wurde zum Granden von Spanien ernannt und als er das Besitzthum der Familie Odescalchi-Bracciano gekauft und baar bezahlt hatte, erhielt er damit den Titel eines Herzogs von Bracciano.

Sein älterer Sohn, der jetzige Herzog von Pola, hat sich mit der Fürstin Cäsarine v. Sforza verheirathet und sein jüngerer mit einer Fürstin Doria.

So ist der ehemalige Lohnbediente Grand v. Spanien erster Klasse, Herzog, mit den ältesten und berühmtesten Familien Italiens verwandt und zugleich eine der bedeutendsten Geldmächte unserer Zeit. Er steht wohl nur der Familie Rothschild nach, denn man schätzt sein Vermögen auf vierzig Millionen römischer Thaler.

Und wie heißt er? — Der Bankier Torlonia.

*In der kleinen Stadt Manosque in Frankreich beschloß man neulich, den Namenstag des Königs durch eine große Parade der Nationalgarde mit Musik zu feiern. Zu der Letztern fehlte aber die große Trommel und der Stadtrath beschloß, eine solche aus Paris kommen zu lassen. Es wurden 200 Franks dazu votirt und ein Stadtrathsmitglied, ein Gürtler, erhielt den Auftrag, die Trommel zu besorgen. Dem Gürtler fiel es ein, daß er für das schöne Geld die Trommel selbst liefern könne, und so machte er sich in seiner Werkstatt an die Arbeit. Oefteren Nachfragen, ob das Instrument noch nicht angekommen sei, wußte er mit Ausflüchten zu begegnen, und als er endlich fertig war, machte er die Anzeige, daß die Trommel aus Paris angekommen und zur Abholung bereit sei. Der Rath beschloß, daß das Instrument am 1. Mai Mittags in feierlichem Auszuge in Empfang genommen werden solle. Die Stadtbehörde und die Nationalgarde erschienen, und wirklich war die Trommel die größte, welche man noch gesehen, ein allgemein befriedigendes Meisterstück. Der stärkste Tambour wurde erwählt, um sich dieselbe umzuhängen; es geschah, als er aber damit zur Thür hinauswollte, ergab es sich, daß diese zu enge war. Man verwunderte sich, wie die Trommel von Paris aus herein gekommen und nun nicht wieder hinaus wolle. Der betroffene Gürtler sagte, er habe sie zum Fenster hereingebracht; aber auch dieses, wiewohl weiter als die Thür, war nicht weit genug, und der Betrug alsobald ermittelt. Da gab es denn eine arge Scene, bei welcher die große Trommel unter gewaltigen Schlägen in Stücken ging. Gegenwärtig ist der Vorfall Gegenstand eines Prozesses geworden.

*Auf den Dächern mehrerer chinesischer Häuser, erzählt Dr. Ed. Selberg, sah ich Töpfe, bald mit der Oeffnung, bald mit dem Boden der Straße zugekehrt stehen. Eine sonderbare Sitte beurkundet sich hierdurch. Der Topf, welcher den Boden der Straße zukehrt, zeigt an, daß eine Tochter im Hause sei, welche aber noch unerwachsen ist; wird die Chinesin heirathsfähig, so wird dieser Topf mit der Oeffnung nach vorn gekehrt; verheirathet sie sich, so wird der Topf heruntergenommen.

*Eine spekulative Gesellschaft in London läßt jede Woche zwei Dampfschiffe abgehen, welche Reisende kostenfrei nach Deutschland und von da bis Triest bringt, so daß der Reisende auf der ganzen Reise von London bis Triest keinen Heller zu bezahlen und für nichts zu sorgen hat. Es versteht sich, daß jeder vorausbezahlt. Die Gesellschaft kommt aber dabei noch schneller vorwärts als die Reisenden.

Druck und Verlag von W. Levysohn.